

Annas Irrwege [Fortsetzung]

Autor(en): **Jacot Des Combes, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 14

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638261>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst * 23. Jahrgang
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

Kreuzträger. Von M. Feesche.

Kreuzträger müssen wohl sein!
Wie arm doch wäre die Welt unterm Glücke allein,
Wenn da keine Wanderer im Staube schritten,
Die unter dem Leide litten!
Kreuzträger müssen wohl allezeit
Die reichsten Schätze bringen: Segen aus Leid.

So denke, musst du auch gebücket nun wandern:
Kreuztragen heisst Segen tragen den andern!
Kreuzträger müssen geduldig sein,
Einmal bricht doch die Stunde herein,
Da Gott spricht: „Gebt mir die Last wieder her,
Ewigkeit segnet ohn' Kreuze, sie braucht es nicht mehr!“

Annas Irrwege. Roman von Sophie Jacot Des Combes.

14

Ich meinte mich verhört zu haben, und wiederum allein auf der Straße stehend, zweifelte ich nun an der Wahrhaftigkeit der überraschenden Wendung und frug mich bang, ob ich denn auch deutlich geantwortet habe und ob alles fest ausgemacht sei. —

Es schlug sechs. Wohin nun? Es fiel mir ein, daß ich drüben an der Sihl ein Plakat gesehen: Möbliertes Zimmer zu vermieten. Dorthin steuerte ich.

Das Stübchen im dritten Stock schien mir nicht übel und billig. Ich mietete es ohne Zögern. Sehnsuchtsvoll sah ich das Bett an, ach, wie lockten die weichen Unterlagen, die warmen Decken. Sobald die Wirtin die Tür zuflinkte, drehte ich den Schlüssel, riß meine nassen Kleider vom Leib und huschelte alles, was ich nur wärmendes fand, über mich und meinen Kopf in das Federkissen hinein. Und beim Fühlen dieser helfenden Tröster, die mich umhüllten und freundlich wärmten, seit Tagen (sie schienen mir wie lange Jahre) die erste weiche und erquickende Berührung, überfluteten mich Tränen heiß und schmerzlich, und am Morgen erwachte ich auf dem naßgeweinten Kissen erquickt und voll neuen Mutes.

„Was hilft das alles?“ sagte ich mir, „sterben will ich keinesfalls, denn was ich weiß kann noch lange nicht die ganze Welt sein, irgendwo muß es noch etwas anderes geben!“

Neugierig sprang ich mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und guckte mich um. Meine zerknüllten, noch feuchten Kleider lagen auf dem einen Stuhl, ein zweiter stand vor dem einzigen Tisch. Eine hellgelbe Kommode, auf der ein großgebühtes Waschbecken, Glas und Krug paradierten, setzte die Einrichtung meines Zimmers fort, und vor diesem

Prachtstück lag ein einstmaliger Teppich. Er sah aus wie ein verbogenes schwarzes Gitter; überall guckte der rohe Fußboden durch. Einen Kleiderschrank gab es nicht, dafür beruhigte ein dickes Kanonenöfchen die Furcht vor Wintertagen.

Ich lief zum Fenster. Am hohen Nachbarhaus vorbei sah ich einen halben Baum im Morgenwind erzittern, beim Hinauslehnen ein Stückchen des Flusses zu mir heraufblinken. „Nichts soll mich von heute an von meinem einfachen und geraden Wege abbringen!“ nahm ich mir vor. Was ich mir darunter dachte, hätte ich selbst am wenigstens zu sagen gewußt, es war das Gefühl, daß ich mich anstrengen wolle, etwas aus mir zu machen. Und von dieser in mir auftauchenden Vorstellung wurde ich ganz fröhlich.

Es galt mich zu tummeln, wollte ich für morgen früh zur Arbeit bereit sein. Noch war mein Koffer im Hospiz, er mußte beschafft werden, einen Weder wollte ich erstehen und vor allem die nötigen Geräte, um mir meine Mahlzeiten selber zu bereiten, denn immer wieder die drei Treppen hinunter und in eine Wirtschaft laufen zu müssen, wenn ich Hunger hatte, schien mir höchst widerlich. Voll Staunen sah ich mich von unzähligen alltäglichen Notwendigkeiten umdrängt, an die zu denken, mir bis jetzt noch nie eingefallen war. So verging mir der Tag im Handumdrehen, und ich fand keinen Augenblick, um betrübt zu sein.

Erst am Abend daheim überfiel mich wieder eine heiße Verzweiflung ganz und gar. Ein paar Zeichnungen, die Hüppi mir geschenkt, kamen beim Auspacken in meine Hände. Ich konnte mich nicht entschließen, sie an den kahlen Wänden zu befestigen, so fraß und schmerzte der Gedanke wie der

Künstler mich in Erinnerung behalten hatte. Keine Möglichkeit gab es, ihn von der Wahrheit zu überzeugen. Das war schrecklich. Mit lässigen Händen saß ich inmitten meiner herumliegenden Sachen und überlieferte mich einem nutzlosen Brüten über meine Machtlosigkeit. Endlich stand ich seufzend auf und zündete die Kerze an. Den Bindfaden von einem Päckchen lösend, das ich aus der Stadt mitgebracht, suchte ich nach einer unterwegs gekauften Ansichtskarte, die mir so wohl gefallen und fast tröstlich erschienen hatte. Sie stellte eine alte Frau dar, die ihre Hände ruhig in den Schoß gelegt, mit weitentferntem Blick, Vergangenheit und Zukunft in voller Ruhe überwundener Schmerzen zu umfassen schien. Ich betrachtete sie wieder. „Die weiß alles, was ich weiß, und alles was ich noch nicht weiß“, spürte ich, und es überkam mich, als ob eine weiche Hand sich auf meine Stirn legte. Ich heftete das Gelgelein über meinem Bett an, und vor dem Einschlafen versuchte ich ihm, wie einem wahren Heiligenbild, meine Wirrnisse wortlos anzuvertrauen. Aber die alte Frau hatte keine günstige Antwort für meine Ungeduld. Sie sagte, ohne sich aus ihrer Ruhe bringen zu lassen: „Ich bin weit gegangen. Ich bin am anderen Ufer.“

Die nächsten Wochen wurden Arbeit, Arbeit und nochmals Arbeit. Wie einen Betäubungstrank sog ich sie in mich hinein, in ihrem Taumel lebte ich. Die mir in der Nähstube beigefellten Gefährtinnen bemerkte ich kaum in meiner Verunkenheit, und wenn sie sich mir nähern wollten, gab ich ihnen einsilbige und zerstreute Antworten. Ich warf dermaßen alle Kräfte in mein Schaffen, daß mir abends im Bett noch die Augen flimmerten und ich früh beim Aufwachen schon wieder Stoffe und Nähte vor mir sah.

Sonntags nahm ich mir vor, mich gründlich auszuruhen. Ich fühlte mich abgespannt, ich sehnte mich nach Erholung. Aber statt der ersehnten Ruhe drehten sich mir nun alle täglichen Erlebnisse, denen ich so sorgfältig ausweichen wollte, wie ein Karussell im Kopf herum, die Gestalten der Gefährtinnen forderten dann in diesen einsamen Stunden, wie die Rachegeister, ihr Recht. Da kam mir, was die Mädchen von ihren Liebhabern erzählten, Elly von ihrem Friseur, der sie mit unechten Ringen besteckte und mit falschen Ketten behängte. Klara von ihrem Postbeamten, der sie in frühestens zwei Jahren heimführen würde, worauf sie sich schon jetzt freute wie auf das Ziel allen Daseins. Wie zärtlich nahm sie kleine Töppchen und Täckchen in die Hand, die sie vorläufig noch für fremde Kinder nähen mußte, ohne sich zu scheuen, mit Ausrufen des Entzückens ihren eigenen innigen Wunsch zu offenbaren.

„Ich will einen Kinematographenbesitzer!“ hatte einmal die kleine Berta vor der ganzen Nähstube verkündigt. Sie durfte erst Nähte verstehen, aber ihr Lebensraum war gestaltet. „Ich muß in die Welt!“ rief sie, „reisen, immer Neues sehen, nach Afrika, Australien! Dazu braucht's einen Mann, der mich mitnimmt —“

Dann fiel mir die kleine Else ein, das zweite Lehrmädchen, sie war blaß und still, man neckte sie mit einem deutschen Helden. —

Die Erinnerungen an meine Umgebung brachen dann mein eigenes Inneres auf. Einsam und schwer frug es:

warum ist in mir alles so tief verschlossen, daß ich die Genossinnen meide, daß ich nicht reden kann wie sie, ja nicht einmal weiß, was ich will? Warum muß ich von mir stoßen, was mich begehrt, und begehren, was ich an keinem Ort sehe und wohl nie, niemals finden kann?

Nach fünf Wochen Arbeitsstube beschied mich Herr Wnj zu sich und übergab mir den Vertrag meiner festen Anstellung. Ich hatte große Freude. Das war doch die Gewißheit, etwas aus eigenen Kräften leisten zu können. Der Stolz darauf half mir eine Weile gegen Reue, Zweifel und Ungewißheit.

Doch bald kam etwas Schlimmeres. Ein unennbarer Druck begann auf mir zu lasten, unsichtbare Ketten quälten und marterten mich. Es kam mir in einer neu drängenden Unruhe zu Sinn, was ich dem Vater gesagt hatte: „Lieber mein Leben lang Maschine treten, als Frau Musterzeichnerin in Auster werden.“ Nun lag es vor mir, dies selbst gewählte Leben, sechs Tage im Arbeitszimmer, am siebenten allein mit Gedanken, die mich umzubringen drohten.

Würde diese Verlassenheit niemals enden? — Ich fühlte das langsam aber unaufhaltsam fester Eingespanntwerden in das Immer-gleiche. Mußte dieser Zwang mich nicht endlich töten oder empören? Ich spürte das Herannahen des stumpfen Daseins, das nicht mehr zu kämpfen vermag, sondern sich am Lärm der eifertig laufenden Maschine betäubt und vergift. Ich verachtete die Welt, weil sie mich betrogen und mich selbst, daß ich sie, kein lohnendes Ziel mehr vor Augen, ertrug. Die seligen Lodungen des Unerreichbaren schwiegen, und ich empfand den nahenden Tod in der Gleichförmigkeit des Alltags.

Endlich schüttelte die Todesangst vor der letzten Stumpfheit mich wach: mußte ich so unselig weiterleben immerzu? verblühen und alt werden, ohne das Höchste und Letzte zu kennen, was das Leben der Frau verheißt: die Liebe des Mannes, das eigene Kind?

Als mir die Empörung so meinen Wunsch geformt, schleuderte ich meinen Haß empor gegen die Frau über meinem Bett. Ich haderte laut mit ihr: „du hast leicht die Hände in den Schoß legen, du kennst alles, du weißt alles, aber ich, ich stehe vor verschlossenen Türen und friere und sehne mich zu Tode.“ — Und wenn ich früh erwachte, so umtönten mich im Halbschlummer die Hammerschläge aus Hüppis Keller, jeder Schlag vibrierte und sang durch die mannigfachen Röhren der Heizung und durchzitterte mich wie ein Ruf — bis die Tränen mir kamen ob meiner Machtlosigkeit, ihm zu folgen. Wo mochte der junge Techniker sein? Gewiß hatte er mich schon lange vergessen, vielleicht liebte er ein anderes Mädchen? — War ich so weit in meinem Gedankenrundlauf gekommen, so packte mich von neuem eine blinde Wut, diesmal auf sie, die er lieben konnte, leidenschaftliche Rachegeanken gegen diese Truggestalt ermunterten mich dann vollends, bis ich meine Tränen trocknete, mich selber schalt und mit zusammengebißnen Zähnen meine Kaffeemühle ergriff, das rasende Vernichten der knirschenden, zersplitternden Bohnen als wahre Wollust empfindend.

So lebte ich dahin wechselnd und zerfahren, uneins mit mir, uneins mit meiner Umgebung, in meine Arbeit mich

vergrabend wie eine Nonne in ihre Bußübung und doch voll unendlicher heimlicher Sehnsucht nach einem Bollen und Ganzen, in mir? außer mir? das ich nicht kannte, aber spürte und ahnte, das ich nirgends sah und doch nicht aufgeben wollte.

So sehr ich mich von meinen Gefährtinnen fernhielt, schließlich gelang es der kleinen munteren Berta, mich weichzuschmelzen. Sie verehere mich! gestand sie mir eines Tages ohne weitere Vorrede und errötete so hold dabei, daß ich nicht länger standhielt. Schon eine geraume Weile war sie mir nachgelaufen wie ein Hündchen, ohne sich an meine Schroffheit zu kehren. Jetzt weiß ich, daß es nichts als das Strohfeuer war, das jüngere Mädchen an der Seite älterer ergreift, mit denen sie sich von ihren Liebesgeheimnissen geheimnisvoll unterhalten möchten. Erst redete ich mir vor, daß ich mich nur um Bertas willen hatte rühren lassen, im Grunde war ich aber selber des ewigen Fernstehens überdrüssig und unfähig neugierig, etwas Neues zu erfahren. Die Jugend sättigt sich nimmermehr an Vorstellungen. Sie will das Leben umarmen, vom Leben umfaßt sein, sie will berühren, ergreifen, halten. —

Zunächst eröffnete mir Berta, daß sie sich so glühend nach einem fern die Welt bereisenden Kinematographenbesitzer sehne, weil das nähere Ideal, ein flotter Weinreisender, ihr verloren gegangen war. Der Treulose hatte ihr monatelang in allen Ehren seine Aufmerksamkeit gewidmet, um dann zu ihrem großen Schmerz, in eine ausgedehnte Kellerei am rechten Zürichseeufer hineinzuheiraten, obgleich die dortige Tochter, laut Bertas entrüsteter Beschreibung, hinkte und schielte. —

Ich versuchte mein Beichtkind mit der Einwendung zu trösten, daß es an einem, der es so leicht verlassen konnte, sicherlich nicht viel verloren habe, worauf ein Tränenstrom, die gruselige Beschreibung der schlimmen Charaktereigenschaften der Nebenbuhlerin und schließlich eine erneute Liebeserklärung an mich erfolgten.

Berta kam nun oft zu mir, mit der Behauptung, daß ich allein es verstünde, ihren Gram zu lindern, und ich nahm mir vor, an meiner neuen Freundin anders zu handeln, als es meine Feindin an mir getan. Kam da nicht eine Seele voller Vertrauen zu mir wie ich einstmals zu Frau Hüppi? Ich war mir meiner Verantwortung bewußt. Ich überlegte nächtelang, was ich mit meiner eigenen Unsicherheit wagen dürfe, Berta zu sagen und zu raten.

Dann entzückte mich Bertas kindliche Anmut, ihre Fähigkeit, sich zu begeistern, ihr Staunen über das, was ich ihr nicht ohne lehrhafte Wichtigkeit vortrug — nämlich meine Kenntnis der weiten Welt, nach der sie sich sehnte, und von der ich nichts besseres und nichts schlechteres wußte, als das was meines ersten Verehrers und Frau Hüppis Erzählungen mir davon sichtbar gemacht hatten.

Ich faßte Zuneigung zu dem Mädchen, dessen Vertrauen mir schmeichelte und mir die Einbildung beibrachte, daß ich nun für zwei Menschen auf der Welt sei, denn ich hielt meinen Einfluß für riesengroß. Dieser Gedanke tat mir wohl und beglückte mich mitamt dem Freundschaftsbund, bis eines Sonntags Berta zum verabredeten Spaziergang ausblieb. Ich wartete voller Bestürzung mehrere Stunden, dann gab ich mich den Rest des Nachmittages, zwischen

Zweifel und Glaubensmut, einer ahnungsvollen Trauer hin: die Mißgunst meines Schicksals allein schien mir die Treue zu bewahren!

Spät abends erschien meine längst nicht mehr Erwartete mit hochroten Backen und rief schon strahlend an der Tür: „Anna, sei mir nicht böse, aber ich habe etwas wundervolles ausfindig gemacht. Auf dem Wege zu dir begegnete ich einer sehr liebenswürdigen Dame, die mir die Augen geöffnet hat über uns und die Welt. Wir Frauen sind für etwas besseres geboren, als den dummen Männern nachzulaufen. Wohl hattest du recht, Liebe, als du mir immer wieder sagtest, ich solle mich um den Adolf nicht grämen, aber anders ist es, ganz anders, als du es meintest. Siehst du mir nicht an, daß ich schon ein neuer Mensch bin, eine moderne Frau?“

Ich wußte natürlich immer noch nicht wohinaus sie wollte, und sie fuhr fort: „Also noch diese Woche wird Maschine getreten, und dann gehört mir die Welt! Spazieren gehen und dabei Propaganda machen, weiter nichts, und dafür gibt's zwanzig Francs mehr als beim Wuß, im Monat! Das ist ein bißel ein ander Geschäft als die blöde Näherei. Anna, gelt, du machst auch mit bei der Capsuf, die ganze Zukunft der Welt hängt nämlich von uns Frauen ab, mußt du wissen.“ —

„Ja“, fiel ich ihr glühend ins Wort, „die ganze Zukunft der Welt hängt von uns Frauen ab, denn wir tragen die Menschheit in uns, sollen sie gebären, hegen und pflegen und uns zum Höchsten anspornen, um das Höchste ihnen zu geben, die unsere Kinder sind, in denen die Zukunft der ganzen Welt sich bereitet!“

„Ach was, Kinder —“, lachte Berta, „Anna, du bist wirklich rückständig. Es gab sieben Millionen Frauen mehr auf der Welt als Männer, das war vor dem Kriege — nun stell dir mal vor, wieviele Männer jetzt totgeschossen werden, das gibt also eine ungeheure Ueberlegenheit der Frauen. Und alle diese unzähligen Frauen sollen sich vom Größenwahn der Männer regieren lassen? Nein! organisieren müssen wir uns: Propaganda, Frauenwahlrecht, gleiche Freiheit, sozialisierte Betriebe, Kirchenreform, es geht ums Ganze!“

„Ach“, seufzte ich, „mir wird schwindlig von all den Worten, und wie du mit ihnen der Welt helfen willst, das geht in meinen dummen Kopf nicht hinein! Ich bin sicher, du weißt selber noch nicht einmal was sie alle bedeuten.“

„Ja“, gestand Berta, „so ganz genau weiß ich's schon noch nicht, aber das kommt alles diese Woche dran, jeden Abend um sieben haben wir Versammlung.“ Die Capsuf ist eine der größten Frauen-Vergesellschaftungen.“

„Capsuf?“ wiederholte ich, „Capsuf?“

„Das heißt: Christlich, Antimilitarischer, Politisch, Sozialistischer, Unabhängiger Frauenbund“, schnurrte Berta her, als hätte sie ihrer Lebtag von nichts anderem gewußt.

„Und die Propaganda?“ frug ich kopfschüttelnd, „was willst du mit der?“

„Mitglieder werben, recht viel Mitglieder werben!“ rief Berta begeistert — „für zehn Stück bekommen wir eine Bluse, für zwanzig einen Kleiderrock, für dreißig eine Arm-

banduhr, für vierzig eine künstlerische Bronzestatuette, alles noch neben dem Gehalt!“

„Mitglieder werben?“ staunte ich, sie ungläubig betrachtend. —

„Höchst einfach!“ lachte sie, „man geht von Haus zu Haus und klärt die Mädchen und Frauen auf, daß die Welt sie braucht!“

Das wurde mir nun doch zu bunt. Der Zorn packte mich, und ich donnerte sie an: „Mir scheint, eine Welt, in der solcher Unfug ungestraft getrieben wird, braucht uns Frauen nötiger als je, uns, die wir halten und tragen sollen, was im Manne so unerklärlich, so ungestüm tobt! Sollen wir etwa mit ihm um die Wette toben?“

(Fortsetzung folgt.)

Der Kreuzträger.

Erzählung von Max Karl Böttcher.

Es war aber nahe das Fest der süßen Brote, das da Ostern heißt. —

Da stand am Hangwege des Delberges, mitten unter Johannisbrot- und Feigenbäumen, halbwegs zwischen den königlichen Gärten und der Abzweigung des Pfades nach Bethanien, ein einsam Gehöft, das dem Feigenbauer Zachäus gehörte. Und dort traf am Abend des 13. Nisan, das ist am Mittwoch vor Ostern, in später Stunde der jüdische Kaufmann Simon ein, ein Vetter des Zachäus und dessen Weib Tojada.

Simon hatte gehört, daß der Rabbi aus Galiläa, den man den großen Meister nannte, in Bethanien sei, und ein unwiderstehlich Drängen in seiner Seele trieb ihn, den Jesus von Nazareth zu sehen und zu sprechen.

Zachäus und Tojada nahmen den Simon mit Freuden und in altgewohnter Gastfreundschaft auf.

„Willst du, wie das Gesetz es gebietet, das Osterfest in Jerusalem verleben, willst du mit uns das Passah-Lamm essen, lieber Vetter?“ fragte Zachäus, nachdem der Sklave dem Gaste die Füße gewaschen hatte und sie nun ruhten.

„So ist es, mein Vetter! Aber vor allem suche ich den, von dem man sagt, er sei größer, denn Johannes am Jordan war.“

„Du meinst Jesus von Nazareth?! Glaubst du an ihn?“

„Ich sah ihn noch nie! Du weißt, in den letzten Jahren war ich in Gefängnissen der Heimat fern, hielt mich in Kyrene auf und bin erst seit wenigen Tagen nach Judäa zurückgekehrt. Aber ich hörte so viel von diesem Jesus von Nazareth, vor allem, daß er so gewaltig predige, daß er weder die mächtigen Männer des Tempels, noch die reichen und vornehmen Pharisäer fürchte in seiner Rede. Man schrieb mir auch in die Fremde, daß dieser Rabbi einen untadeligen Lebenswandel führe, daß ihm viel Volks anhänge und er große Wundertaten verrichtet habe. Nun frage ich dich, Zachäus, was hältst du von dem Galiläer? — Glaubst du an ihn? Ist er der Propheten einer, wie man sagt oder ist er sogar Messias selbst, wie man von anderen hört?“

„Es ist nun kühler geworden, Simon. Komm mit auf den Garten unseres Daches, dort will ich dir deine Fragen beantworten und will dir von Jesus von Nazareth erzählen, was ich von ihm weiß. Ich sah ihn oft und habe schon mit ihm zu Tische gefessen drüben in Bethanien bei meinem Freunde Simon, dem Aussätzigen.“

Sie stiegen die schmale Außenstiege empor, die zum Dachgarten führte.

Eine wunderbare Nacht spann sich über die heilige Stadt und die Hänge des Delberges. Still, unsagbar still

war dieser Frühlingsabend, nur ab und zu drang, weil der Wind von Westen stand, aus dem Raubtierzwinger von Zion, der alten Königsburg, ein dumpfes Brüllen herab ins Tal Kidron, der Hungerschrei gefangener Löwen. Und jetzt, jetzt trug der Wind vom Berge Morijah, auf dem der Tempel stand, milde, linde Klänge von Harfen und Zimbeln herüber, und abgerissen hörte man das eine Wort, welches die tausend Psalmenjäger immer und immer wieder sangen: Adonai! Adonai! — Adonai! — So war der Name des Höchsten, unter dem die Hebräer ihn anrufen durften, denn sein wahrer Name war zu hochheilig, um vom menschlichen Munde genannt zu werden.

„Aus dem Tempel hört man Musik!“ erklärte Zachäus dem erstaunt lauschenden Gaste, — „der Psalmenchor übt für das große Fest.“

„Und der Rabbi von Galiläa, wird er auch zum Feste droben sein?“ fragte gespannt Simon von Kyrene.

„Bestimmt! Er weilte bis heute in Bethanien und geht täglich hinauf zur Stadt. Und am letzten Sabbath, Simon, da hat das Volk ihm zugejubelt und ihm Palmen gestreut, wie niemals einem Könige unseres Landes. Manche seiner Jünger erhoffen, so erzählte mir seiner Getreuen einer, Judas von Karioth heißt er, übrigens der einzige Judäer im Gefolge des Meisters, also dieser Judas von Karioth erzählte, daß er und manche andere der Jünger erhoffen, daß der Rabbi sich zum großen Feste übermorgen zum Könige ausrufen läßt und die Fremdherrschaft der verhassten Römer abschüttelt.“

„Und wird er es tun?“

„Simon von Bethanien, so man den Aussätzigen nennt, weil er früher an dieser furchtbaren Krankheit litt, der Rabbi ihn aber heilte, sagte mir erst gestern noch: Nein! Der Meister habe wiederholt offenbart, sein Reich sei nicht von dieser Welt.“

„Wer ist dieser Simon von Bethanien?“

„Ein treuer Freund des Galiläers, bei dem dieser stets wohnt mit seinen Jüngern, wenn er nach Jerusalem kommt. Dort ist Jesus mitten unter treuen Freunden und sicher vor seinen Feinden.“

„Feinde hat er?! Er tat doch nur Gutes? Wer ist ihm gram?“

„Ach, Simon, wenn du wüßtest! — Neid und Mißgunst, weil da Volk ihm anhängt und in hellen Haufen zuläuft, haben ihm die Pharisäer und Schriftgelehrten und den ganzen Adel der Priesterkaste zu Todfeinden gemacht, und Kaiphas, den der römische Statthalter zum regierenden Hohenpriester ernannte und sein Schwiegervater Hannas, der frühere Hohenpriester, stehen an der Spitze seiner Feinde. Sie trachten darnach, ihn zu vernichten.“

Und nun erzählte der wackere Zachäus lange, lange Zeit, was er vom großen Rabbi gehört hatte, von seinen Predigten, die so gewaltig und doch so vollstündig seien, von seinen Wundertaten, die Hunderten geholfen hätten, ja, daß er sogar seinen Jüngern die Kraft gegeben habe, ebenfalls Kranke zu heilen und die bösen Geister Baal-Sebubs, des Herrn der Fliegen, auszutreiben. — Und je mehr Zachäus berichtete, desto wärmer ward es dem Gaste ums Herz, desto mehr erwuchs in seinem Herzen die Zuversicht und Liebe zu dem großen Menschenfreund und die Sehnsucht, ihn zu sehen und zu hören. Und als er sein Gaststübchen, das nach hebräischer Sitte auf dem Dache des Hauses errichtet war, betrat, bat er den Vetter, er solle auskundschaften, wann und wo er morgen den Meister sprechen könne. — Am nächsten Morgen, es war der 14. Nisan, unser heutiger Gründonnerstag, war Zachäus zeitig bei Simon von Bethanien gewesen, aber der wußte nur, daß der Rabbi bereits das Haus verlassen und vorher zwei seiner Jünger hinauf nach Jerusalem gesandt hatte mit dem geheimnisvollen Auftrage, ein Passahlamm für ihn und alle